

Folgendes Interview veröffentlichen wir mit freundlicher Genehmigung aus dem Buch von Johannes Zang: „Und am Kontrollpunkt wartet die Erniedrigung“. 33 Christen aus Palästina reden Klartext, München 2025 (Messidor Verlag), 288 Seiten, 19,90 € (S. 115 – 127). Den Kaufpreis spendet Zang an christliche Einrichtungen in Gaza, Westjordanland und Ost-Jerusalem. (Bestellung über seine Webseite: <https://jerusalam.info>)

Das Buch gibt sehr bewegende Einblicke in 33 Lebensgeschichten, die sowohl das Unrecht der israelischen Besatzungspolitik anschaulich machen als auch die Standhaftigkeit, den Protest und die Weigerung, aufzugeben. So wie das Gespräch mit Daoud:

Interview mit Daoud Nassar

von Johannes Zang am 24. April 2025 im Begegnungsprojekt *Zelt der Völker*

(elf Kilometer südwestlich von Bethlehems Krippenplatz, zwischen Siedlungskolonie Neve Daniel und Nahalin)

Einleitung

Den „palästinensischen Nelson Mandela“ oder „Mahatma Gandhi“, wie manche ihn nennen, kenne ich seit 1999. Damals arbeiteten Daoud Nassar und ich im *Internationalen Begegnungszentrum Dar an-Nadwa* in Bethlehems Altstadt, neben der evangelischen Weihnachtskirche. Dann gründete er 2001 mit seiner Familie das *Zelt der Völker*, das zu Ehren des Großvaters auch *Dahers Weinberg* heißt. Seitdem begleite ich das Projekt, dem der Staat Israel, anstatt es zu unterstützen, ständig neue Hindernisse in den Weg legt. Wahrscheinlich war ich an die 50 Mal auf diesem fast 1.000 Meter hoch gelegenen Hügel, von dem man an klaren Wintertagen das Mittelmeer sehen kann.

Daoud sowie sein Freundeskreis in Deutschland verschicken regelmäßig Rundbriefe, die oft Frustrierendes berichten. Wegen folgender Ursache: Das 42 Hektar große Grundstück liegt im C-Gebiet des Westjordanlands. Das bedeutet: Israel allein hat das Sagen. Palästinenser, selbst wenn sie Besitzurkunden haben – Daoud hat welche aus Osmanischer Zeit – leben allein von Israels Gnaden. Doch gnädig ist die Besatzungsmacht mitnichten. Sie bearbeitet Bauanträge gar nicht oder bescheidet sie abschlägig und erlässt obendrein Abrissbefehle oder einen Kultivierungsstopp. Geht man so mit einem Nachbarn um, den man sich angeblich genau so wünscht, wie Daoud ist: friedlich, mit ausgestreckter Hand?

Daoud (arab. David) hat acht Geschwister: eine Schwester lebt in Australien, eine andere in Jordanien, ein Bruder in den USA, wo auch die gesamte Familie seiner Frau eine Heimat gefunden hat; dazu eine Nichte in Zürich und ein Neffe in Stuttgart. Er selbst hat sein wunderbares Deutsch im Gymnasium und während zweier Aufenthalte gelernt und vervollkommen: beim Besuch einer Bibelschule in Österreich und im Touristikaufbaustudium in Bielefeld. Vorher hatte er BWL in Bethlehem studiert.

Daoud und seine Frau Jihan haben drei Kinder (eine Tochter macht gerade ihren Master in internationalem Recht und Menschenrechten). Als Hobbys, für die er allerdings kaum Zeit findet, nennt er Fußball und Gitarrenspiel.

Als ich am Osterdienstagmorgen an Bethlehems zentraler Kreuzung *Baab az-Qaq* in Daouds Jeep steige, frage ich mich: Wie sieht die seit dem 7.10.23 ihm abverlangte Strecke – ein Umweg von 17 Kilometern – aus? Welche neuen Kontrollpunkte oder Sperrern, bemannt oder unbemannt, werde ich wahrnehmen? Werden wir ans Ziel kommen? Stoßen wir auf Militär?

In einem Vorort von Bethlehem halten wir vor einem Baumarkt – es ist nach deutschen Maßstäben ein größeres Einzelhandelsgeschäft. Dann noch ein Stopp in einem Tante-Emma-

Laden – Daoud sucht dies und das, bringt es zur Kasse, wo uns die Kassiererin in Mini-Einweg-Bechern Kaffee serviert, geht aufs Haus. Schon setzen wir die Fahrt fort. Daoud deutet nach links: direkt am Straßenrand reckt sich ein circa zehn Meter hoher, offensichtlich nagelneuer Zaun, oben mit Stacheldraht versehen, in den azurblauen Himmel. Dann geht es unter einer Brücke hindurch, hinter der ich eines der neuen gelben Stahltore im Bezirk Bethlehem ausmache, die der Artikel des *Middle East Monitor* im Januar vor meiner Reise erwähnt hat: „Israel seals Bethlehem with 89 gates, barriers, concrete blocks“.

Als ich Daoud bitte, für ein Foto anzuhalten, spüre ich sein Unbehagen, ja, Ängstlichkeit. Wir fahren weiter. Dann erreichen wir das palästinensisch-muslimische Dorf Nahalin. Aus meinem Heimatort weiß ich, wie steil 13 Prozent sind. Was ist das dann? 20 Prozent? Ohne Vier-Rad-Antrieb würde hier nichts mehr gehen. Endlich sind wir da. Eines hat sich nicht geändert: Müll, teilweise übelriechend, liegt wie eh und je am Rand des Sträßchens, das am *Zelt der Völker* vorbeiführt. Hier kippen Bewohner Nahalins ihren Bauschutt aus, aber auch den Hausmüll.

Daoud parkt den Jeep, der seine besten Jahre schon hinter sich hat, und sucht die Volontäre auf. Seit Beginn des Projekts haben Volontäre aus aller Welt für Tage, Wochen, Monate oder ein Jahr im *Zelt der Völker* mitgearbeitet: im Sommerlager, beim Bewässern, Pflanzen oder Abernten von Oliven, Feigen oder Aprikosen. Durch ihre Anwesenheit schaffen sie zudem eine Art „Schutzpräsenz“ vor Siedlern und Armee. Jetzt lässt er sich von ihnen – zwei Schweizern, einer Engländerin, einer Belgierin, einem Kolumbianer und einer Niederländerin – auf den neuesten Stand bringen: Wie war die Nacht? Gibt es Neues von Siedlern und Armee? Dann erkundigt er sich nach Wünschen und Bedürfnissen und bespricht die Arbeit dieses Tages. Schließlich ziehen wir uns – Daoud und ich – in die Besprechungshöhle zurück. „Schön, dass du da bist, auch ganz besonders in diesen schwierigen Zeiten“, betont der 54-Jährige sogleich.

Das Interview:

War eure Familie von der Nakba betroffen?

Ja, schon. Meine Mutter kommt ursprünglich aus Jaffa. Sie hatten dort ein Haus und Orangenplantagen. Ihre Familie wurde vertrieben, kam nach Taybeh bei Ramallah und von dort nach Beit Jala. Viele Christen sind nach Süden geflüchtet, nach Jerusalem und Umgebung. Während dieser Zeit hat mein Vater in Beit Jala Hauskreise für Vertriebene mit dem Ziel geleitet, sie zu stärken, damit sie das Land nicht verlassen. Die Mutter meiner Mutter war in seinem Hauskreis auch aktiv, so hat mein Vater meine Mutter kennengelernt.

Du hast schon viele Vortragsreisen unternommen – in die USA, nach Deutschland, Österreich und die Schweiz. Wie stellst du dich da vor?

Obwohl Palästina als Staat nicht existiert, sage ich, dass ich ursprünglich aus Palästina komme. Dann spreche ich über Bethlehem und den Weinberg hier. Wir sind hier auch zuhause.

Wie sieht dein Alltag aus?

Im Moment bin ich ständig zwischen hier und Bethlehem unterwegs. Es ist noch möglich, hierher und zurück zu kommen. Aber man weiß nicht, wie lange noch. Die Sorge ist immer da, ob die Straße gesperrt ist, weil jede Minute bei uns was anderes ist. Man kann nicht im

Voraus planen. Meine Arbeit hier heißt: Landwirtschaft, Infrastruktur, Volontäre, Kontakte ins Ausland oder zu europäischen Vertretungen oder der US-amerikanischen. Bei allem geht es darum, das Land vor der Gefahr der Enteignung zu retten. Ein richtiges Wochenende gibt es nicht für uns. Ich bin froh, dass wir am Sonntag zum Gottesdienst kommen können. Und dann versuchen wir auch, mit der Familie und Freunden zusammenzukommen. Aber die Sorgen sind immer da. Man kann nicht entspannen. Man lebt ständig unter Stress und mit vielen Sorgen. Das ist die Situation aller Palästinenser.

Wann warst du das letzte Mal in Jerusalem?

Vor vielen Jahren.

Vor fünf oder sechs?

Ich glaube, mehr sogar. Palästinenser bekommen keine Genehmigung für Jerusalem, außer vielleicht an Weihnachten oder Ostern.

Hast du Anträge auf Passierscheine gestellt?

Ja. Aber mein Bild von Jerusalem ist das einer schönen, friedlichen Stadt. Klar: Jerusalem hat nie richtig Frieden erlebt. Aber in den 1990er Jahren war die Situation viel einfacher, da konnte man die Altstadt von Jerusalem genießen, irgendwo sitzen und Kaffee trinken und die heiligen Stätten besuchen. Im Moment ist Jerusalem jedoch wie eine militärische Festung: überall Polizei, überall Maschinengewehre.

Heißt das: Du hättest einmal fahren können, hast es aber nicht gemacht?

Beim letzten Besuch sah ich den Unterschied zu meinem früheren Bild von Jerusalem. Das tut weh. Deswegen denke ich immer an diese biblische Geschichte, als Jesus am Ölberg auf Jerusalem schaut und weint.

Zu dessen Gedächtnis gibt es das Kirchlein „Dominus Flevit“ ...

Wir weinen immer noch über Jerusalem bis heute, 2000 Jahre später. Die Situation ist dieselbe wie damals.

Wann warst du das letzte Mal am Mittelmeer?

Vor Corona, 2017 oder 2018. Das war ein 2-Tagesaufzug mit der lutherischen Gemeinde. Wir waren in Tiberias und auf dem Rückweg in Jaffa. Es war schön, dort zu sitzen und die Stimme des Wassers zu hören und den Sonnenuntergang zu erleben.

Kommst du nach Ramallah?

Selten. Nur, wenn wir einen Gerichtstermin bei Ramallah haben. Das ist eine große Reise. Obwohl die Distanz nur 30, 35 Kilometer beträgt, muss man pro Strecke drei bis vier Stunden rechnen. Durch Jerusalem wäre es kürzer. Besser ist es, einen Tag vorher anzureisen. Einmal hatte ich um 9 Uhr einen Termin im Militärgericht Beit El. Da habe ich in einem Gästehaus in Ramallah übernachtet.

Hat der Termin auch stattgefunden? Aus deinen Berichten weiß ich, dass mehrmals Termine im letzten Moment abgesagt oder verschoben wurden.

Wir haben in der Sitzung erfahren, dass der Termin verschoben wurde, weil der Richter oder ein Mitglied des Komitees nicht da war. Manchmal wurde die Anhörung um ein, drei, sechs oder 12 Monate verschoben. Mindestens zehnmal haben wir eine solche Verschiebung erlebt. So ist unsere Situation seit 1991.

Auf der Autofahrt hierher hast du von 28 Abrissbefehlen gesprochen.

Hier, weil es C-Gebiet ist, darf man nicht bauen. Für alles, was man baut, auch für ein vorübergehend aufgestelltes Zelt, bekommt man einen Bauabrisssbefehl. Die Begründung: Man braucht eine Baugenehmigung. Ok, in jedem Land braucht man eine Baugenehmigung, aber hier herrscht keine Gerechtigkeit. Alle unsere Bauanträge werden ohne Begründung abgelehnt. Das ist bei 99,9 Prozent aller Palästinenser so.

Wir kommen zu diesem Thema zurück. Doch nun eine persönliche Frage: Welche Träume hattest du als Kind?

Mein Hobby war Fußball und ich wollte gerne in einer Mannschaft international spielen. Ich wollte auch die Welt und neue Kulturen kennenlernen.

In welchem Jahr war deine Hoffnung am größten, dass man Frieden stiften kann zwischen Israelis und Palästinensern?

Nach der ersten Intifada hatte ich die Hoffnung, dass die Israelis endlich kapiert haben: „Es gibt keine militärische Lösung. Es muss politisch gelöst werden.“ Sie können uns nicht an die Seite drängen, denn wir sind eine Realität. Es gibt keine andere Möglichkeit als zusammenzuleben. Das war auch die Vorstellung von Rabin, der auch Schlimmes gemacht hat.

Brecht ihnen die Knochen! Diesen Befehl hat er während der ersten Intifada erteilt.

Richtig. Aber dann hat er gemerkt: So geht es nicht mehr weiter. Dann kam Oslo. Die Oslo-Verträge sind ungerecht für die Palästinenser, die Aufteilung in A-, B- und C-Gebiete und C bleibt unter israelischer Kontrolle. Die Siedlungen sind vergrößert worden. Die Realität war anders, aber die Hoffnung war groß, eine endgültige Lösung zu finden. Es war die Zeit, wo wir einander als Völker anerkannt haben sowie das Recht, hier zu sein im Heiligen Land. Nach der zweiten Intifada ist alles rückwärts gelaufen. Wir haben eine Chance verpasst.

Was genau ist damals oder seitdem schiefgelaufen?

Zu Beginn der Oslo-Zeit waren es ungefähr 120.000 Siedler im Westjordanland inklusive Ostjerusalem, heute sprechen wir von über 800.000. Die israelischen Siedlungen oder Kolonien existieren seit den 1980er Jahren, das heißt: eine Generation ist dort geboren, aufgewachsen, hat geheiratet und vielleicht schon eigene Kinder. Das ist auch eine Realität. Es wurde verhandelt und parallel wurden Fakten geschaffen. Die Situation ist für die Palästinenser enger und enger geworden. Es gab einmal einen Teilungsplan für zwei Staaten: Palästina und Israel [1947, von der UN-Generalversammlung angenommen]. Dann haben wir über die 1967-er Grenze gesprochen: Westjordanland, Gazastreifen, Ostjerusalem. Das sind 22 Prozent von Palästina. Dann kamen die A-, B- und C-Gebiete. Jetzt sprechen wir von einem Zaun, von der Mauer, von einer Transitstrecke nach Bethlehem. Die Ziele und Träume werden immer weniger. Und eines Tages werde ich sagen: „Ich hoffe, dass ich hier bleiben darf.“

Was war denn vor dem Friedensprozess besser?

(Sieben Sekunden Pause.) Es gab keine Mauer. Eine Trennung gab es aber auch zwischen Israel und den palästinensischen Gebieten, eine psychische Mauer. Man konnte sich frei bewegen, nicht nur zwischen Palästina und Israel, sondern auch zwischen den eigenen palästinensischen Städten, etwa von Bethlehem nach Ramallah oder Nablus. Jetzt weiß man nicht, ob man ankommt. Parallel wurden aber Fakten geschaffen: Siedlungen und Infrastruktur wurden ausgebaut. Das alles läuft nach einem langfristigen Plan, auch der Plan für die Mauer war schon längst vorbereitet. Auch die jetzigen Sperrungen sind ein langfristiger Plan, die Städte und Dörfer voneinander zu isolieren, aber jetzt ist die richtige Zeit für dessen Umsetzung.

Die Besatzung hat ja so viele Facetten. Unter welcher leidest du am meisten?

Für uns als Familie ist es die Situation mit dem Land, das uns seit mehr als 100 Jahren gehört. Doch es heißt, das sei Staatsland. Hier sind wir aufgewachsen. Mein Vater und mein Onkel haben jahrelang in einer Höhle gewohnt, bevor Israel existierte. Und dann kommt jemand und sagt: „Das ist nicht euer Land.“ Als sei meine Geschichte gleich Null. Das tut weh. Ich leide unter Landenteignung, mein Nachbar leidet unter Abrissbefehlen, ein anderer unter der Verhinderung der Familienzusammenführung. Wirtschaftlich kann man nicht auf eigenen Beinen stehen. Es gibt keinen Markt für lokale Produkte. Es gibt keine Bewegungsfreiheit. Produkte aus dem Norden können nicht so einfach in den Süden kommen. Oder das Thema Import: Ich möchte hier zum Beispiel eigenes Olivenöl produzieren, aber wie bekomme ich eine Olivenpresse aus Italien importiert? Das ist langwierig und fraglich, ob es klappt.

Es muss ja durch den israelischen Zoll.

Wenn überhaupt und dann ist es sehr teuer. Wenn die Maschine ankommt, heißt es oft, etwas stimme mit den Dokumenten nicht. Dann muss man täglich Standgebühren im Hafen bezahlen. Zum Schluss sagt man sich: „Das lohnt sich nicht mehr.“ Wie können wir wirtschaftlich existieren, wenn alles für uns begrenzt ist? Wenn wir keine Freiheit haben? Wenn wir kein offenes Fenster zur Welt haben?

Hilft dir dein Glaube, mit dieser unerträglichen Besatzungssituation zurechtzukommen?

Ja. (Er dehnt das „a“ lange) Aber manchmal sage ich: Glauben ist in so einer Situation schwierig. (Er sucht nach Worten) Manchmal ist man verzweifelt. Wo ist Gott in dieser Situation? Gott sieht dieses Unrecht, nicht nur hier, sondern in Gaza. Unschuldige Menschen werden ermordet. Es ist sehr schwierig, diesen Weg zu gehen. Solche Fragen sind legitim, das haben die Jünger Jesu auch erlebt. Vor der Kreuzigung haben ihn viele seiner Jünger verlassen. „Das ist nicht der Richtige, den wir erwartet haben, ein Held“, sagten sie. Manchmal fühlen wir Christen uns in der gleichen Situation.

Wir hatten vor vier Tagen Karfreitag. Heute ist Osterdienstag. Ich als Außenstehender, der in Frieden und Sicherheit lebt, denke manchmal, für euch hört der Karfreitag gar nicht auf.

Richtig.

Wo ist Gott? Hat Er euch vergessen?

Das ist ein Kreuz, das wir tragen müssen. Es ist nicht ein Zufall, dass wir hier sind. Wir haben eine Mission, Zeugen in so einer Situation zu sein. Das Kreuz, das jeder von uns tragen muss,

ist nicht so schwer, dass man es nicht tragen kann. Diese Last ist zu schaffen. Es gibt Trost, dass wir nicht verlassen sind, selbst in so einer Situation voller Schwierigkeiten, Übergriffen und Unsicherheiten, Landenteignung und Gerichtsterminen. In so einer Lage ist der Weinberg ein Segen für mich und meine Familie und stärkt meinen Glauben. Ich darf nicht meinen Glauben aufgeben.

Bei der Frühstückspause habe ich deine Volontäre getroffen: Aus Holland, der Schweiz, aus Kolumbien und England. Alle sind Ü 60, bis auf den jungen Südamerikaner. Stärkt dich deren Einsatz auch?

Auf jeden Fall. Das ist die aktive Solidarität, die wir brauchen. Es ist ein Trost, wenn man eine Nachricht bekommt: „Wir beten für euch.“ Aber manchmal braucht es zum Gebet auch die Aktion. Was stärkt uns jetzt? Die aktive Solidarität von den Volontären. Sie erleben Druck von eigenen Kindern und Verwandten, die fragen: „Was macht ihr dort?“ Wenn sie „Wir gehen nach Palästina!“ antworten, hören sie mitunter: „Bleib´ da!“ Trotz allem kommen sie zu uns, einige leben in Höhlen hier auf dem Gelände.

Wie lange bleiben sie?

Von zwei Wochen bis zu zwei Monaten. Das ist für uns aktive Solidarität. Und Hoffnung – dass wir doch nicht alleine sind. Manchmal sagen wir: „Gott hat uns vielleicht verlassen.“ Nein, das stimmt nicht. Gott segnet uns durch die Anwesenheit von Menschen in einer schweren Situation. Vor drei Wochen war eine Volontärin aus Holland da. Sie hat ihren 92. Geburtstag hier gefeiert. Sie hat ihren Kindern und Enkeln erzählt: „Ich gehe nach Palästina zum *Tent of Nations*. Das ist ein Teil meiner Aufgabe. Vielleicht komme ich nicht zurück, aber dann wisst ihr, wo mein Herz ist.“ Sie war fast zwei Wochen hier, hat gekocht und für die Kaffeepause gesorgt. So etwas hilft uns, unseren Glauben nicht zu verlieren. Nein, wir sind nicht allein.

Beeindruckend...

Zu ihrem Geburtstag hat sie uns eine Kerze geschenkt, außen ist eine Art Mauer. Die Frau hat gesagt: „Ihr lebt wie im Gefängnis, aber euer Licht leuchtet hindurch.“

Wenn du auf die Christen in Spanien, Holland oder Australien schaust, die alle in Frieden und Sicherheit leben, wirst du da ein wenig neidisch?

Ich habe gelernt, zufrieden zu sein. Wir haben eine Aufgabe hier. Aber was manchmal weh tut, ist, wenn die Christen im Ausland nicht wissen, wie ihre Brüder und Schwestern in Palästina leben. Es tut weh, wenn man von konservativen Christen hören muss, wir als Palästinenser und Christen stünden im Weg und seien ein Hindernis für Gottes Plan in diesem Land.

Hast du das von Evangelikalen aus den USA schon gehört?

Ja, das tut weh.

Was antwortest du dann?

Einmal ist in den USA eine Frau zu mir gekommen, nachdem ich von der Situation hier berichtet hatte, und hat gesagt: „Es ist eine Sünde, was ihr macht.“ Ich dachte, ich hätte sie falsch verstanden, und bat sie, das zu wiederholen. Sie sagte: „Es ist eine Sünde. Gott will

nicht, dass ihr dort bleibt.“ Ich sagte zu ihr: „Woher weißt du das? Hat Gott gerade mit dir gesprochen?“ Sie sagte: „Du bist Christ, lies in deiner Bibel! Das Land hat Gott den Juden gegeben.“ Ich entgegnete: „Wir sind beide Christen und ich bin dein Bruder im Glauben. Was soll ich jetzt machen, wenn Gott nicht will, dass ich dort bleibe?“ Sie: „Das ist nicht meine Sache. Geh und stirb woanders!“

War das eine ältere Frau?

Sie war in ihren 50ern. Ich habe das nicht so ernst genommen. Ich habe nämlich gemerkt, dass das, was ich erzählt habe, sie bewegt, weil sie eine Geschichte gehört hat, die nicht zu ihrem Bild gepasst hat. Sie war verwirrt. Aber so etwas tut weh. Wir sind die ersten Christen hier. Wir sind nicht von Europa missioniert worden. Das Christentum hat hier begonnen.

Anderes Thema: Wann hast du das erste Mal mit einem israelischen Juden gesprochen?

Das erste Mal ... ups ... (12 Sekunden Nachdenken) Wahrscheinlich in Jerusalem vor der ersten Intifada. Damals konnte man sich frei bewegen. Nach 1991, nachdem die Israelis das Land zu Staatsland erklärt hatten, kamen auch Friedensaktivisten von *Peace Now*, *Rabbiner für Menschenrechte* und *B'Tselem* hierher, auch die *Frauen in Schwarz*. Menschen, die für die Rechte der Palästinenser gekämpft haben und immer noch kämpfen. So eine Solidarität ist gut. Sie sind prophetische Stimmen in Israel. Ihre Stimme „Das ist ungerecht“ muss gestärkt werden.

Hast du noch Kontakt zu einigen?

Ja. Nach der Zerstörung der Bäume im Tal 2014 war eine amerikanisch-jüdische Gruppe hier. Sie halfen mit, neue Bäume zu pflanzen. Das hat sie motiviert, nach der Rückkehr in die USA *Das Jüdische Zentrum für Gewaltfreiheit* zu gründen. Das war für uns sehr wichtig. Aus dieser negativen Geschichte ist etwas Positives entstanden. Sie sind immer noch aktiv für Gerechtigkeit in Palästina.

Hat sich dein Blick auf Israel nach dem 7. Oktober 2023 verändert?

Wir sind alle gegen Gewalt. Ich möchte niemanden leiden sehen, egal, ob das Palästinenser, Israelis oder Deutsche sind. Wir sind alle geschaffen nach dem Bilde Gottes. Wir müssen das Leben respektieren und nicht dem anderen wehtun, körperlich oder seelisch. Wenn man diese täglichen Bilder im Fernsehen von getöteten Kindern sieht: Das ist nicht, was Gott will. Die Welt will das auch nicht. Warum schweigen wir? Warum kann die Welt diesen Genozid nicht stoppen? Was macht die Kirche? Was machen die, die von sich sagen, sie seien Christen? Sie seien Friedensstifter? Sie schweigen, wenn es um Palästina geht.

Wo, meinst du?

In Europa, in Amerika – und unter ihnen sind Christen und christliche Gemeinden. Glauben wir hier etwas anderes? Sind palästinensische Christen nicht so gute Christen wie die in Europa oder Nordamerika?

Und deswegen schweigt man?

Ja. Wenn Kirchen oder Krankenhäuser im Gazastreifen bombardiert werden, herrscht Schweigen. Das tut weh. Nicht nur, weil wir Palästinenser sind. Gott hat uns befohlen, für

Gerechtigkeit zu arbeiten. Aber wenn es um Palästina geht – hört man kein Wort. Das tut weh.

Gestern ist der Papst gestorben. Er war einmal in seiner Amtszeit hier im Heiligen Land. Wie siehst du seinen Einsatz für Frieden und Versöhnung in Israel und Palästina?

Ich habe ihn übrigens im November in Rom getroffen. Das war eine große Ehre für mich. Ich war auf einer Vortragsreise in Italien. Ich habe ihm eine Ikone und ein Heftchen vom *Tent of Nations* geschenkt und ein, zwei Minuten auf Englisch über unsere Lage gesprochen. Seitdem versuche ich, Kontakte zum Vatikan zu knüpfen. *Vatican News* haben mich auch interviewt. Die Begegnung mit dem Papst war bewegend. Er war hier, er hat an der Mauer gebetet. Seit Kriegsbeginn war er regelmäßig in Kontakt mit den Christen in Gaza. Deswegen war er auf israelischer Seite nicht so beliebt. Der Papst hat gemacht, was in seiner Macht war.

Wie sähe deiner Meinung nach die Lösung aus? Was muss passieren, dass man dem Dialog und letztlich dem Frieden näherkommt?

Frieden ist die Endstation. Manche denken: Frieden kommt morgen. Nein. Frieden ist ein Prozess. Der erste Schritt ist, die Besatzung zu beenden. Wenn ich jemandem Unrecht tue, ist der erste Schritt, dass ich zu ihm sage: „Ich habe einen Fehler gemacht. Es tut mir leid.“

Was ist der zweite Schritt?

Man öffnet den Weg und beginnt eine Brücke der Verständigung zu schaffen. Ich muss meinen Feind als Mensch sehen. Wie kann ich beginnen zu glauben, dass der Feind auch nach dem Bilde Gottes geschaffen ist? Er ist ein Mensch wie ich. Das ist wichtig. Dann baut man die Brücke der Verständigung. Ich, meine Geschichte und Vergangenheit sind jetzt anerkannt von den anderen. Dann kommt die Versöhnung, und dann der Frieden. Wir denken, der Frieden komme mit einem Handschlag zwischen Israel und Palästina und dann sei es gelöst. Das haben wir in Oslo gesehen. Nein, das stimmt nicht. Der Friede muss von unten wachsen, er braucht eine Grundlage. Er darf nicht auf Sand, sondern muss auf Stein gebaut sein. Wenn ich keinen Frieden im Herzen habe, kann ich ihn nicht weitergeben. Friede beginnt von hier (fasst sich ans Herz) und von beiden Seiten. Für einen stabilen Frieden braucht es aber auch politischen Druck vom Ausland. Wenn ich sehe, mein Freund tut was Falsches, muss ich ihn stoppen, nicht aus Hass, sondern aus Liebe. Wir hoffen, dass die internationale Staatengemeinschaft sagt: „So nicht!“, wenn Israel Unrecht begeht.

Vor einiger Zeit interviewte der SPIEGEL den kanadischen Völkerrechtler William Shabbas, der auch jüdische Vorfahren hat. Er sagte klar: „Deutschland muss seinem Freund Israel sagen Stopp!“

Es passiert leider nicht. Aber es muss sein! Keiner will, dass Menschen leiden. Was kann man von den Leuten, die heute leiden, weil der Bruder oder Vater getötet wurde, erwarten? Wie kann man Hass überwinden? Diese Kette muss gebrochen werden. Und ohne Druck vom Ausland geht es nicht. Für uns als palästinensische Christen ist Frieden stiften ein Teil unseres Glaubens, es ist unser Auftrag.

Zu deinem zweiten Punkt: Ende der Besatzung. Hast du da gemeint, die Checkpoints wegräumen?

Ja klar, alles! Nach dem internationalen Recht sind die Siedlungen illegal. Wie kann ich richtig Frieden schaffen, wo meinem Nachbarn das Land weggenommen wurde? Was heißt Frieden für ihn, wenn er nicht seine Rechte zurückbekommt? Frieden bedeutet auch Kompromisse. Die Brücke darf nicht einseitig von einer Seite gebaut werden. Es wird auch von der anderen Seite angefangen. Irgendwann treffen wir uns in der Mitte. Das ist ein Traum, der vielleicht nie kommen wird. Als Christ habe ich gelernt, positiv von der Zukunft zu träumen. Ich versuche zu machen, was heute möglich ist, damit das Morgen besser wird.

Was ist dein größter Wunsch? Neben Frieden?

Ja. Frieden und dass die neue Generation ganz normal leben kann. Ich bin mit der Besatzung aufgewachsen und habe mein Abitur während der ersten Intifada gemacht. Wir haben keine Kindheit erlebt. Wenn ich im Ausland sehe, wie die Kinder spielen, auf einem Spielplatz, lachen und sind fröhlich, dann ist das genau das, was ich für unsere Kinder hier erhoffe. Die Kinder hier leben immer in Angst, von einer Kugel getroffen zu werden. Meine Tochter studiert in Ramallah. Vor kurzem wurde ein junger Mann am Kontrollpunkt von Soldaten zusammengeschlagen, ohne einen Grund. Keiner konnte was dagegen machen. Meine Tochter kam nach Hause, war fix und fertig und hat den ganzen Tag geweint. Wir wollen nicht, dass die neue Generation so was erleben muss. Leider erleben genau das die Menschen in Gaza und im Norden des Westjordanlands. Wann wird diese Kette durchbrochen?

Glaubst du, dass du den Frieden noch erlebst? Gerade sagtest du „vielleicht nie“ ...

Wir sind Menschen der Auferstehung. Wir bleiben nicht im Grab und denken: „Das ist das Ende!“ Die Jünger Jesu haben sich auch gewünscht, im Frieden zu leben, haben es aber nicht erlebt. Es war immer Besatzung. Auch mitten im Gefängnis singt man Friedenslieder. Das ist die Freiheit für uns. Wenn wir Sommerlager mit den Kindern haben, sehen wir gegenüber die Torah-Schule und Kinder, die Fußball spielen. Sie spielen – aber hinter Zäunen und hohen Mauern, mit Sicherheitskameras. Das heißt: Sie sind im Gefängnis.

Im selbstgewählten Gefängnis.

Ja, im selbstgewählten Gefängnis. Sie haben Freude. In der Realität leben wir im Gefängnis, aber haben Freiheit. Sie haben die Freiheit, aber leben im Gefängnis. So müssen wir das sehen.

Auf der Herfahrt habe ich gemerkt, wie schwierig diese für dich seit dem 7. Oktober geworden ist. Wie hat sich sonst dein Leben seitdem verändert?

Wir sind seit 1991 von Landenteignung betroffen. Ich dachte selbst in der zweiten Intifada nicht, dass unsere Existenz in Frage steht. Das denke ich aber seit dem 7. Oktober, der wie ein Wendepunkt ist. Man sieht, wie schnell die Fakten geschaffen werden. Israel macht, was es will. Sie zerstören in einem Flüchtlingslager die Infrastruktur, auch Häuser im A-Gebiet, das unter palästinensischer Kontrolle ist. A, B und C gibt es nicht mehr.

Israel bombardiert das erste Mal seit der zweiten Intifada das Westjordanland aus der Luft.

Ja, genau, ohne gestoppt zu werden. Vor zwei, drei Wochen war die Armee auch im Flüchtlingslager Deheishe und hat etwas abgemessen. Vielleicht wird das, was derzeit im

Norden passiert, auch in Bethlehem passieren. Viele werden gezwungen, freiwillig ihr Land zu verlassen. Was ist, wenn die, die in Bethlehem arbeiten, nicht rechtzeitig zur Arbeit kommen können? Lehrer, zum Beispiel, die in Bethlehem unterrichten. Wegen der Straßensperren kommen sie vielleicht jeden Tag zu spät. Dann sind sie gezwungen, auszuwandern. Wenn es für die gut Ausgebildeten eine Möglichkeit gibt, wandern sie aus. Der Abuna Faltas [Franziskaner aus Ägypten in Jerusalem] hat im israelischen Radio gesagt, dass 147 [Manche sprechen von 300-400] christliche Familien aus Bethlehem und Umgebung in den letzten Monaten ausgewandert seien. Heißt das, dass eines Tages das Land christen-leer sein wird? Wie werden wir dann Ostern oder Weihnachten feiern? Dann sollen die Steine die Weihnachtslieder singen, die toten Steine. Es ist die Verantwortung der weltweiten christlichen Gemeinschaft, der ich die Frage stelle: „Was tut ihr, damit es weiterhin Christen im Mutterland des Christentums gibt?“ Ich habe die Befürchtung, dass die junge Generation nicht mehr kann. Sie kann die Situation nicht mehr ertragen.

Ist aus eurer lutherischen Gemeinde jemand ausgewandert?

Ja, einige. Einer hat mir erzählt, dass er in einem Supermarkt in Israel gearbeitet hat. Nun hat er keinen Passierschein. Sein Sohn ist bereits in Kanada. Jetzt versuchen er und seine Frau, beide Anfang 50, auch auszuwandern, sie sehen für sich keine Zukunft hier. Und manche haben Druck von der eigenen Familie. Meine Schwester, die in Australien lebt, sagt oft im Gespräch: „Was macht ihr dort? Es ist hoffnungslos.“ Viele hier sagen: Es ist hoffnungslos. Und wenn man immer wieder das gleiche hört, sagt man eines Tages: „Ich gebe auf.“

Angenommen, in zehn Jahren gibt es Frieden ...

(er ruft dazwischen) Inshallah!

Was wäre das erste, das du tun würdest?

Hier? (nach neun Sekunden Pause) Gute Frage. Ich möchte wie ein Pilger hier im Heiligen Land reisen: In Bethlehem starten, dann nach Galiläa und zum Schluss komme ich nach Jerusalem.

Was Franzosen, Deutsche, US-Amerikaner oder Inder seit Jahrzehnten tun.

Richtig. Und alles meinen Kindern zeigen. Die kennen das nicht. Damit meine Kinder die Orte und die entsprechenden Bibelstellen verknüpfen nach dem Motto „Ah, das war ungefähr hier!“ Also: Diese Geschichte vor 2000 Jahren war hier. Im Moment lesen wir die Bibel wie einer in Europa oder Amerika, der noch nie im Heiligen Land war. Das ist wirklich schade. Deswegen verliert man diese Verbindung zum Glauben, zum Land. Vielleicht hat jeder Stein eine Geschichte zu erzählen. Ich möchte, dass die junge Generation diese Verbindung zum Land nicht verliert. Wie wichtig das Land doch für uns ist! Nicht: „Das ist mein Land!“, sondern „Ich gehöre zum Land.“

Bald wird es eine neue deutsche Regierung geben, wahrscheinlich unter Führung des CDU-Kandidaten Merz, der Netanyahu nach Deutschland eingeladen hat. Welche Botschaft hast du an die Regierung und an die Christen in Deutschland?

Wir brauchen keine Leute, die einseitig sind. Leider ist das der Fall. Man kann nicht die eine Seite verstehen und die andere komplett ignorieren. Egal wer: Regierung, Institutionen, Christen – bitte hört nur zu! Gebt uns die Möglichkeit zu sagen, was wir fühlen! Dass wir

auch als Menschen gesehen werden. Das Bild ist ja immer so: Das sind die Radikalen, die Feinde, die Terroristen. So ist das Bild von uns. Der humanitäre Aspekt wird ausgeblendet. Wenn in Israel etwas passiert, kommt eine große Geschichte in den Medien – das ist legitim. Geht es aber um palästinensische Kinder, erfährt man nur Zahlen.

Nicht mal das: Vor kurzem wurde in den Nachrichten über einen Angriff in der Ukraine berichtet, mit einem halben Dutzend Toten. Am selben Tag wurden mehr als 50 in Gaza getötet – darüber wurde gar nicht berichtet.

Dies ist Doppelmoral. Wir haben von euch, den Europäern über Menschenrechte und internationales Recht gelernt. Aber wenn es um Palästina geht, dann spricht man nicht davon. Sind wir keine Menschen hier? Es ist wichtig, dass wir zu Wort kommen. Wir erbitten nicht, Palästina oder Palästinenser zu lieben und Israel zu hassen. Nein. Wichtig ist, dass man etwas für Gerechtigkeit tut, für Israel und auch für Palästina. Israelis sind wichtig, aber auch die Palästinenser. Und wenn Israelis etwas Falsches tun, dann sage ich aus Liebe: „Das darfst du nicht machen!“ Wenn ich was Falsches tue, möchte ich, dass meine Freunde sagen: „So geht’s nicht!“ Diese Solidarität brauchen wir. Das ist der Druck, den wir auch brauchen, um Frieden zu erreichen.